

Garbe, Christine (2005): Leseförderung für Jungen. In: JuLit. Informationen des Arbeitskreises für Jugendliteratur, H. 3, S. 54-57

Rezension zu Katrin Müller-Walde: Warum Jungen nicht mehr lesen und wie wir das ändern können. Campus Verlag Frankfurt / New York 2005

Katrin Müller-Walde ist Journalistin und Mutter eines Gymnasiasten, dem in der Pubertät die Leselust abhanden kam – wie so vielen Jungen. Den eigenen Sohn wieder zum Lesen zu bringen und die Erkenntnisse der dazu durchgeführten Recherchen an ratlose Eltern und Lehrer weiterzugeben, waren die Motivation dieses Buch zu schreiben. Dabei hält es die Autorin mehr mit angelsächsischem Pragmatismus als mit deutscher 'Wissenschaftlichkeit': Sie sei „stets auf der Suche nach pragmatischen Lösungen“ und halte es für „hilfreich“, ihre „praktischen Erfahrungen aufzuschreiben.“ Warum? „Zum einen, weil sie mehr als einmal gefruchtet haben. (Wohl beim eigenen Sohn, C.G.) Zum anderen, weil sie nicht den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben. Wissenschaft und das damit tradierte gesellschaftliche Bewusstsein, ein 'gutes Buch' müsse zwangsläufig anspruchsvoll und deshalb mühsam zu lesen sein, hat mit dazu beigetragen, Eltern und Lehrer zu 'verbilden'. In einer Art deutschem Intellektuellenkrampf jammern wir seit Jahren anhaltend auf hohem Niveau, anstatt pragmatisch lesemotivierend zu handeln.“ (S. 118) Damit sind die Stärken wie die Schwächen des vorliegenden Buches angedeutet: Wissenschaftlich ist es über weite Strecken oberflächlich und unsolide - der Vorwurf, die wissenschaftliche Leseforschung 'verbilde' Eltern und Lehrer, zeugt von einer erstaunlichen Unkenntnis! –, praktisch enthält es (dennoch) manches Brauchbare.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert; Teil I versammelt Forschungsergebnisse zu der Frage „Warum Jungen nicht mehr lesen“, Teil

II erteilt Ratschläge, „wie wir das verändern können“, und Teil III enthält eine Empfehlungsliste „cooler Bücher“ aus der Sicht von Heranwachsenden. Diese „50 Lesetipps von Jungs für Jungs“ sind das Beste an dem Buch; sie gehen zurück auf umfangreiche Recherchen der Autorin sowie die Auswertung von zwei (wissenschaftlich vermutlich nicht sehr soliden) Erhebungen, die mit über 2000 deutschen Jugendlichen zwischen 10 und 22 Jahren durchgeführt wurden (vgl. S. 16f. und 138). Aus der Hitliste von fast 800 Titeln, die männliche Schüler ihren besten Freunden empfehlen würden, wählte Müller-Walde die 50 beliebtesten Titel der Jungen aus, las sie selbst, bewertete die Bücher und stellt sie in kurzen prägnanten Rezensionen vor. Die Kriterien „Spannung, Humor, Action und Tiefe“ bewertet sie mit bis zu 5 Punkten, ferner gibt sie eine Einschätzung zum „Leselevel“ (Leseanfänger, Lesemuffel, Leseratten) und unterteilt alle Buchtipps in drei Altersgruppen: für 12-14-jährige, 14-15jährige und 16-18-jährige Leser. So entsteht eine „Art Lese-Trainingsstrecke, die zunehmend mehr Lesekompetenz verlangt.“ (S. 138) Das ist hilfreich, zumal die Autorin alle ideologischen Scheuklappen abgelegt hat und erfrischend jede Art von Bildungsdünkel (à la „Schülerkanon“ der ZEIT) oder political correctness ignoriert. Die „Lesetipps von Jungs für Jungs“ wirken authentisch und decken sich mit vielem, was wir aus der geschlechterdifferenzierenden Leseforschung wissen. Mit dieser Liste lässt sich eine Schulbibliothek für männliche Jugendliche attraktiv bestücken oder ein passendes Buchgeschenk für einen Heranwachsenden finden.

Weit weniger glücklich bin ich mit den Teilen I und II des Buches. Müller-Walde verkürzt das Problem der Lesekompetenz auf den Aspekt der Lesemotivation (ohne ein wissenschaftliches Konzept von ‚Motivation‘!) und die Aufgabe der Leseförderung weitgehend auf eine Angelegenheit der Familie. Dass die Verfasserin weniger von gesamtgesellschaftlichen Problemlagen ausgeht als vielmehr von den Erfahrungen ihres Milieus

(gebildete Mittelschicht-Familie mit Gymnasiasten-Kindern), wird bereits in ihrem zentralen Appell offenkundig, die Eltern seien bis zum Abitur ihrer Kinder für deren Lesemotivation und Versorgung mit Lesestoff verantwortlich. „Wer, wenn nicht wir Eltern, könnte ein Interesse daran haben, landauf, landab Kinder zu aufgeweckten (...) und kritischen Leseratten zu erziehen? (...) Warten Sie nicht darauf, dass die Schule Ihnen diese Arbeit abnimmt. Ist der Lesekurs erst einmal abgesteckt, werden Sie erkennen, welche Bücher im Moment für Ihre Kinder die Richtigen sind.“ (S. 18/19)

Ein solcher Appell richtet sich an bildungsorientierte Mittelschicht-Eltern; es ist offenkundig, dass man damit nicht das Problem der knapp 25 Prozent Jugendlichen löst, die (laut PISA 2000) am Ende der Pflichtschulzeit nur über rudimentäre Lesekompetenzen verfügen. Dies sind bekanntlich vor allem männliche Hauptschüler, häufig mit Migrationshintergrund, aus schriftfernen Familien und Lebenswelten, deren basale Lesefähigkeiten so gering sind, dass alle Versuche, sie mit mütterlicher Liebe oder mit „Lese-Events“ (S. 127) zu locken, ins Leere laufen müssen. Gerade an diesen schwächsten (Nicht-)Lesern aber hätte sich jedes Programm einer „Leseförderung für Jungen“ zu orientieren. In Müller-Waldes Buch findet sich zu dieser Problemgruppe buchstäblich nichts! Aus ihrer angeblich „repräsentativen“ Befragung von über 2000 Jugendlichen hat sie Hauptschüler schlicht ausgeklammert; befragt wurden nur Realschüler bzw. Gymnasiasten (vgl. Anm. 73, S. 232). Hätte sie diese Gruppe der ‚Leseschwächsten‘ mit einbezogen, wäre schnell offenkundig geworden, dass ein Rückgriff auf die Familie als zentraler Leseförder-Instanz unmöglich ist – ebenso wie eine Reduktion von Lesekompetenz auf Lesemotivation. Hier hat die Schule umfassende Aufgaben zu übernehmen, die von der Autorin nur gestreift werden (z.B. mit dem Stichwort „Gesamtschule“), die aber ins Zentrum des Buches gehört hätten.

Im Hinblick auf die praktische Ausrichtung des Buches sehe ich weitere gravierende Probleme: Müller-Walde konzentriert sich auf die Zielgruppe der 13- bis 18-Jährigen, da für diese Altersgruppe besonders wenige Konzepte und Buchempfehlungen vorliegen. Das erscheint einleuchtend, verkennt aber, dass eine biographisch bedeutsame Einflussnahme auf Leseentwicklungen wesentlich früher ansetzen muss: nach der vorschulischen Frühphase der literarischen Sozialisation (Vorlesealter) vor allem in der Grundschulzeit. Heute wandern viele Jungen zwischen 6 und 12 Jahren zu den Bildschirmmedien ab und durchlaufen die Phase einer „lustvollen Kinderlektüre“ zur Phantasiebefriedigung gar nicht mehr, auf der spätere Leseentwicklungen aufbauen. Ich plädiere darum seit Jahren dafür, dass eine systematische Leseförderung für Jungen bereits in der Grundschule etabliert werden muss: Wenn man erst bei den Dreizehnjährigen beginnt, sind elementare Entwicklungsschritte (im Bereich Motivation *und* Kognition) längst verpasst!

Der Theorieteil des Buches schließlich ist durchgängig auf einem Niveau, das auch für erklärtermaßen populärwissenschaftliche Abhandlungen inakzeptabel ist: Viele Forschungsergebnisse werden nur aus zweiter oder dritter Hand rezipiert, falsch oder gar nicht nachgewiesen und häufig so grob vereinfacht, dass daraus nur falsche Schlussfolgerungen gezogen werden können. Ich nehme als Beispiel das 5. Kapitel: „Das Gehirn sieht Lesen nicht vor, oder: Wenn sich das Lesefenster schließt“. Hier werden die sog. „Erkenntnisse“ der Neurowissenschaften ausschließlich in ihren populärwissenschaftlichen Aufbereitungen durch A. u. B. Pease (*Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken*), durch die GEO oder Vertreter der „Stiftung Lesen“ rezipiert. Das liest sich dann so: „Bei einer Frau sind stets beide Gehirnhälften aktiv, bei einem Mann entweder die rechte oder die linke.“ (S. 58) Hinsichtlich der sog. „Zeitfenster“ behauptet Müller-Walde (unter Berufung auf Klaus Ring): „Für das Erlernen der

Sprache hat die Wissenschaft ein so genanntes Sprachfenster ausgemacht. Nach heutigen Kenntnissen schließt es sich zwischen dem fünften und achten Lebensjahr. Ist die biologische Uhr abgelaufen, sind die neuronalen Netze fertig. Der Rahmen, innerhalb dessen Sprache durch Sprechpraxis entwickelt werden kann, liegt nun fest.“ (S. 60) Bezüglich des Lesens heißt es: „Lesekompetenz entwickelt sich zeitlich gesehen nach einem ähnlichen Muster wie die Sprachkompetenz. Im Verhältnis zum ‚Sprachfenster‘ ist das ‚Lesekompetenzfenster‘ jedoch länger geöffnet. Es schließt sich erst zwischen dem 13. und 15. Lebensjahr, dann aber ebenfalls für immer. Das heißt, danach lernen Jugendliche nicht mehr, mit Texten qualifiziert umzugehen, sofern der Grundstock nicht bereits gelegt worden ist.“ (S. 61)

Die metaphorische Rede von „Entwicklungsfenstern“, die von Experten im Hinblick auf die Plastizität von ‚Natur‘ sowie das unhintergehbare Zusammenwirken von Natur und Umwelt nur mit aller Vorsicht gebraucht wird, wird hier verdinglicht zu unumstößlichen Zeitvorgaben einer „biologischen Uhr“, jenseits derer „nichts mehr geht“. Darüber hinaus bleibt (nicht nur) an dieser Stelle rätselhaft, auf welche „wissenschaftlichen Erkenntnisse“ sich denn die Behauptung bezüglich des „Lesekompetenzfensters“ bezieht. Der kurz zuvor erwähnte Ernst Pöppel (einer der führenden Experten in der Neurobiologie des Lesens) kann als Gewährsmann hier kaum herhalten, denn Pöppel vertritt eher die Ansicht, die entscheidenden neuronalen Netze für die Lesefähigkeit würden in den ersten zehn Lebensjahren geknüpft. Wer also geht von einem „Lesekompetenzfenster“ bis zum 15. Lebensjahr aus? Das wüsste man als Leser(in) doch gerne, schon um es nachprüfen zu können.

Dass die wissenschaftliche Vereinfachung hier und an vielen anderen Stellen mit der Reproduktion eines bildungsbürgerlichen Wertekonservatismus einhergeht, ist ein zusätzliches Ärgernis. Nachdem die Autorin uns ermahnt hat, bei der gewünschten Ausbildung von

Lesekompetenz die Schulung der „zielführenden Fähigkeiten (...) innerhalb des von der Natur eingeräumten zeitlichen Rahmens“ vorzunehmen (S. 61), fährt sie fort: „Entscheidend im Umgang mit Jungen ist dabei, in welchem quantitativen Verhältnis Trainingsstunden in Sachen ‘Lesekompetenz’ und Trainingsstunden in Sachen ‘Computerspielkompetenz’ stehen. (...) Fällt diese ‘Phase’ (intensiver Bildschirmspiele, C.G.) zeitlich gesehen in das ‘Lesekompetenzfenster’, schließt es sich unter Umständen, noch bevor die ‘Computerspiel-Phase’ vorbei ist. Toleranz gegenüber Ballerspielen kann also durchaus kontraproduktiv sein. Ähnlich wie Toleranz gegenüber Unkraut.“ (S. 61/62) Diese schlichte Dichotomie von ‘bösen’ Ballerspielen und ‘gutem’ Buch wird die Vorurteile konservativer Mittelschicht-Eltern sicherlich mühelos bestätigen, dient aber weder einer differenzierten Problemdiagnose noch der Entwicklung realistischer Konzepte einer Leseförderung, die heutzutage für Jungen nur *mit* dem Computer und nicht *gegen* ihn orientiert sein können.

Ich komme zum Fazit: So erfreulich es ist, dass dem wichtigen Thema geschlechtsspezifischer Leseförderung endlich auch in Deutschland ein Buch gewidmet wurde, so enttäuschend ist das Ergebnis in seiner wissenschaftlichen *und* praktisch-handlungsanleitenden Dimension: Die Aufgaben der Schule sowie anderer außerfamiliärer Instanzen (z.B. Bibliotheken) werden hinsichtlich der Leseförderung von Jungen völlig unzureichend bestimmt, und die praktischen Ratschläge an Eltern und Lehrer erschöpfen sich in einer Reihe von Appellen und unsystematischen Vorschlägen (in Form von „Erste-Hilfe-Paketen“ aus den USA: S. 123 und aus Australien: S. 133 f.), deren Erfolg bezweifelt werden muss. Schade! Dieses wichtige Thema hätte ein besseres Buch verdient!